

Vot Manuela und ihrer Kavaliers Tug nurzte die Quadriga um. Sull sollte vor ihre Füße. Eine Scherbe der Spiegelscheibe hatte ihm die große Halschlagader durchgeschnitten. Eine der Bestien leckte gierig sein strömendes Blut. Sull konnte nicht mehr sprechen. Er schaute Manuela aus gläsernen, irren Augen an und machte eine zuckende, unverständliche Handbewegung. Dann hatte die Bestie seinen Hals in ihrem fürchterlichen Fang ... Die beiden andern, sich von Betäubung und Schnittwunden rasch erholenden Tiger rissen ihren blutigen Rachen fauchend auf; doch da kam Leben in die Toreros. Gewohnt, in gefährlichen Augenblicken blitzschnell und tapfer zu handeln, rissen sie ihre Pistolen und Dolche heraus, und in wenigen Sekunden zerlegten Kugeln und Stiche die Bestien. Ein Stierkämpfer mußte dies mit abgerissenem Arm büßen. Sull war bereits tot. Manuela stand, das Glas noch in der Hand, starr. Dann lachte sie schrill auf und mußte hinausgetragen werden ... Ueber Barcelona wogte und brandete ein hallendes, summenendes Meer von friedvollem Glockenklang.

Silvester.

Ein frohes Volk sind wir gewesen,
Das hoch beim Fest den Becher schwang;
Und dem an Tagen, auserlesen,
Wie fehlte der geweihte Sang.
Und heute, wenn die zwölfte Stunde
Vom Dome her die Glocke schlägt,
Dann stehn wir schweigend in der Runde,
Dieweil der Sturm die Flocken segt.

Zum Freu'n ist uns nicht viel geblieben
Und karg ward unser Menschenlos.
Der Besten viele, die wir lieben,
Die schlafen unter Stein und Moos,
Und die in unsres Stolz'sen Tagen
Gewiesen unsren Weg und Wert,
Die hocken großend im Verzagen
Im Dunkel an dem kalten Herd.

Das Völkerschiedsal gleicht der Welle,
Die eben stolz zum Stern sich hob,
Und die vom Fels in Windesschnelle
Befragt in tausend Tropfen stob —
Nachend des Sturmes, der sie äßte,
Wächst sie zu neuer Wiederkehr
Und wiegt gesammelt ihre Kräfte
Und ihre Wasser hoch ins Meer.

So das Geseß des Herrn der Meere,
Des Herrn, der seine Welten prägt,
Das sei ein Trost für Glück und Ehre,
Wenn's heut' vom Turm her zwölfe schlägt.
Und wenn der Sturm auch, falsch und böse,
Uns an des Schicksals Felsen warf,
Wir sind die Welle, die zur Größe,
Zur Wucht sich wieder finden darf.

Der Glaube soll die Greise stärken;
Ein starkes Hoffen — kein Verzicht!
Er lebe in der Männer Werken,
In jedem Hammerschlag der Pflicht.
Und froh und zuversichtlich machen
Soll er der Jugend ranke Schar —
Und Kinder sollen wieder lachen,
Wie wir gelacht ins Neue Jahr!

Rudolf Prescher.

Ein Neujahrstag bei Frau Paopeh.

Wie man die Jahreswende in China feiert.
Von S. von Förster-Streffleur.

„Wenn er nachts hier durchkommt, muß er ausrutschen!“ kichert die kleine Frau Paopeh vergnügt, während sie über den Vorraum des Hauses mühsam zu ihrem Zimmer trippelt. Sie und ihre Dienerinnen haben den Fußboden sorgfältig mit glatten Zichtennadeln bestreut, und man kann kaum darüber gehen ohne hinzufallen. Die Dienerinnen lachen verschmüht und freuen sich mit ihrer Herrin über den gelungenen Streich. „Gewiß, Taitai, hier kann er nicht durchkommen, und wir sind vor ihm geschützt, denn einen anderen Weg findet er nicht.“ Nach diesen Worten laufen alle heftig gestikulierend zur Türe hinaus, um weitere Vorbereitungen für das kommende Fest zu treffen.

Der Zufall hat uns zur Neujahrszeit ins Innere des Reiches, zu vornehmen chinesischen Freunden geführt, deren Leben und Treiben während der Jahreswende wir nach Herzenslust beobachten können. Wo gibt es ein zweites so abergläubisches Volk auf Erden? Wo findet man eine solche Fülle uralter, getreulich beibehaltener Gebräuche?

Bald erfahren wir auch, wer des Nachts ausrutschen soll. Es ist kein Geringerer als der Teufel und mit ihm alle großen und kleinen boshaften Geister, Füchse und Dämonen. Zu so wichtiger Zeit stellen sie sich selbstverständlich zahlreicher als sonst ein. Da muß man Vorsorge treffen, ihnen den Eingang zu verwehren, und auf glatten Zichtennadeln rutscht selbst der Teufel leicht aus. Wenn er aber hinplumpst, kann er nicht mehr aufstehen, denn im Grunde genommen ist er fast immer dumm und fällt leicht herein.

Was für eine Freude findet die ganze Familie an den Vorbereitungen für die Neujahrsfestlichkeiten! Am 20. Dezember sind die Kinder von den Schulen gekommen, und von da an dauert der Jubel fast sechs Wochen lang ununterbrochen fort. Für Schulkinder sind es die einzigen während des ganzen Jahres stattfindenden Ferien, und die zahlreichen Frauen der Familie freuen sich mit ihnen über die vergnügte Zeit. Mit Eifer werden in den letzten Dezembertagen, überall wo es Platz gibt, rote Papierstreifen hingeklebt; an Türen, Wände, Schränke und Truhen. Wenn man nach der Ursache fragt, gibt es wieder allgemeines Gelächter. Es ist doch so einfach: Teufel können die rote Farbe nicht vertragen! Sehr wirksam ist es auch, einen Pfirsichbaum, einen Tiger und die beiden Dämonenbezwinger — Shentu und Yüliu — an die Hauswand zu malen. Am 23. Dezember wird der Herdgeist gefeiert, und jetzt beginnt das Einkauf der Vorräte, denn die Kaufleute schließen am 1. Januar ihre Läden, um sie einige Wochen lang nicht mehr zu öffnen. Da ruht jedes Geschäft, jede nicht unbedingt notwendige Arbeit. Beamte gehen auf Urlaub, und sollte man noch so Wichtiges zu tun haben, um diese Zeit wäre es unmöglich in China etwas zu erreichen. Man muß sich hier würdig auf das neue Jahr vorbereiten.

Die Kinder bekommen von den Erwachsenen Kupfermünzen geschenkt, um das alte Jahr niederzuhalten. Sie freuen sich unendlich darüber, denn auf den später stattfindenden Jahrmärkten und Belustigungen dürfen sie dieses Geld ausgeben. Am 30. Dezember endlich ist großes Reinemachen, denn dieses muß für längere Zeit anhalten. „Nur keinen Besen zu Neujahr anrühren,“ sagt Frau Paopeh ängstlich, „man könnte das Glück hinausjagen. Und nur am 1. Januar nicht laut sprechen.“ schärft sie uns noch besonders ein, „das kann Unglück bringen!“

Aber was für Lärm gibt es dafür zum Abschied des alten Jahres! Überall fröhliche Feste. Raketen schießen in die Lüfte, und Böller gehen los. Wir besichtigen Fackelzüge und Lampionbeleuchtungen. Am nächsten Tage ist der Boden von allen Belustigungen mit Papier übersät. „Aber nur nichts weglegen, sonst geht das Glück auch mit fort!“ Die Erwachsenen sind die ganze Nacht aufgeblieben, um das neue Jahr zu empfangen, doch trotz allgemeiner Uebernächtigkeit überboten sich die Leute am nächsten Morgen mit Artigkeiten. Wir beobachten durch eine offene Türe, wie Sänfte um Sänfte mit seidengekleideten Herren in den Hof des Hagens getragen wird. Die Beamten kommen dem Gouverneur gratulieren, und kein Untergebener darf dabei fehlen. Ein buntes Bild in diesem alten Hof mit den farbigen aufgebogenen Dächern und den Porzellanlöwen rings herum. Dieselbe Gratulation findet auch unter den weiblichen Verwandten, Bekannten, Mägden, Kindern und Freundinnen statt. Eine unübersehbare Reihe von Geschenken füllt nach und nach den Raum. Die größeren Kinder haben Pinsel, Tusch und Feste bekommen und benützen die neuen Pinsel gleich am Neujahrstag, um Glück in der Schule damit zu haben. Fast kein Laut ist heute hörbar, denn jeder fürchtet sich, an diesem Tage ein Wort von böser Vorbedeutung auszusprechen. Da kommt am Nachmittag plötzlich die arme kleine Frau Paopeh tief erschrocken und aufgeregt von der Küche gelaufen. So schnell ihre winzigen Füße sie tragen können. Was kann geschehen sein? Sie bringt kaum ein Wort über die bebenden Lippen, denn was sich dort zugetragen, ist fürchterlich. Endlich können wir es erfahren. „Der Koch hat beim Kochen — ein Messer benützt! Heute am Neujahrstag! Das bedeutet Tod.“ — Doch bald hat Paopeh sich von ihrem Schrecken erholt, denn die anderen Frauen nennen ihr unzählige Mittel, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Es ist ja keine große Sache, eines Messers wegen die bösen Geister zu versöhnen, und alle lachen schließlich bei dem Gedanken, wie schlau sie sich aus dieser Angelegenheit ziehen werden. Glücklicherweise hat an diesem lautlosen Tag niemand das Wort „Reis“ ausgesprochen, denn das wäre unvergleichlich schlimmer gewesen.

Am Abend des Neujahrstages gehen Lärm, Unterhaltung und üppige Mahlzeiten von neuem los. Doch wenn in anderen Ländern das Neujahrsfest damit seinen Abschluß findet, denkt in China niemand daran, sich die Freude so bald verderben zu lassen. Hier ist es erst der Beginn einer langen Reihe ermüdender, lärmender, bis Ende Januar währender, fast ununterbrochener Festlichkeiten.

Neujahrsspruch.

Von Hans Bethge.

Ein Jahr ist kurz, ein Jahr ist lang,
Ist voller Lust und Ueberdruß,
Voll Langeweile und Weh,
Wir kleben festend an der Zeit.
Und saufen doch mit Sphärenklang
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Wie Wind und Sand und See ...

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
—
Erscheint
wöchentlich
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Geeignete
Beiträge
willkommen.
—
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
—
Schriftleiter:
Paul Quid,
Warburg.

Nr. 11

31. Dezember 1926

1. Jahrgang

Jahresbilanz.

Wenn das Jahr zu Ende geht,
Vor der Tür das neue steht,
Glaubt der Mensch im allgemeinen,
Diesen Wechsel nicht beweinen.
Nein, zu feiern sei am Plage.
Und er träumt schon von dem Schätze,
Den das neue Jahr ihm bringe;
Trinkt und lacht, ist guter Dinge.
Denkt nicht, daß ein Stück vom Leben
Er dem alten Jahr gegeben;
Daß das neue hin zum Grabe
Wieder einen Vorprung habe;
Daß der Eine oder Andre
Mit dem neu'n zur Grube wandre.
Keineswegs trübt's ihm den Sinn:

Wie, wenn ich „der Andre“ bin?
Bauend auf des Altjahrs Treue
Schließt von ihm er auf das Neue.
Dirigiert es fest und heiter
Als sei er des Schicksals Leiter.
Kurz gesagt: Er denkt nicht dran
Daß es anders kommen kann. —
Sich erlebten Glück's zu freuen,
Wird der Weise niemals scheuen.
Doch für künft'ges Glück — Ihr Lieben —
Ward kein Freibrief ausgehrieben!
Deshalb soll man sich bezähmen,
Zukunftsvorwurf schon zu nehmen!

Warburg,

Gustav Kerger

Altes Neujahrslied der Warburger Nachtwächter.

Gott geb Euch ein glücksel'ges neues Jahr,
Und ein langes Leben.
Daß wünschen wir den Bürgern wohl allzumal
Und der ganzen Christenheit.
Gott behüte uns vor Krieg, vor Pest, vor teurer Zeit,
Auch vor Feuer und vor Wassersnot
Und einem bösen schnellen Tod!

Vor 80 Jahren.

Der „Neujahr's-Wunsch“ des Redakteurs

Franz Schlip in Nr. 1 des Warburger Kreisblattes vom Sonnabend, den 2. Januar 1847.

„Wieder ein Jahr hinabgerauscht in den Abgrund der Vergänglichkeit. Ein Jahr ist kurz, und unser Leben besteht nur aus wenig Jahren. — Viele sind aus unsern Kreisen geschieden in die weite Ferne oder vom freundlichen Dasein in die stumme Nacht. Frische Gräber bedecken sie.“

„Der Schlummernden unter dem Grase
Sei trauernd in Liebe gedacht!“

— Aber aus den Grabbügeln keimt das Grün der Hoffnung, und Hoffnung ist Liebe — Liebe zum Leben, zur Erde, zu den Menschen. — Darum stoßen Sie an — alle Menschen sollen leben!

Aber das neue Jahr erweckt auch Wünsche.

Ich wünsche, das neue Jahr sei für die Damen ein Schaltjahr. Sie mögen nämlich in diesem einen theuern Gegenstand in ihr Herz schalten, z. B. einen echten Schawl, ein Ballkleid oder einen Mann. Sie mögen allein herrschen und schalten und walten im Hause, wie in den Herzen der Männer. — Es sei für sie kein Weinjahr; — denn keine Thräne verblühte ihre Augen, das Rosenlicht des Frohsinns allein strahle von ihren Wangen. — Es sei für sie aber auch ein Schaltjahr, damit sie einen Tag mehr haben, um sich über Herzensangelegenheiten auszusprechen, und die Männer durch

Liebes zu erziehen.

Für die Männer aber sei es kein Schaltjahr, damit sie das Schelten und Brummen vergessen; es sei aber für sie ein Weinjahr, denn je besser der Wein, desto besser sind die Männer; je besser aber diese, desto freundlicher die Frauen.

Den Ärzten und Advokaten eine gute Praxis, aber ohne Patienten und Prozesse.

Den Schneidern, daß die Moden ewig bleiben mögen.

Den Schuhmachern schlechtes Wetter und den Spaziergängern Sonnenschein.

Den Frisuren einen allgemeinen Abfall der menschlichen Haare, wodurch auch das Kameelhaar im Preise steigen würde.

Den Müllern Wasser auf ihre Mühle, desgleichen den Geschwägigen.

Den Papiermüllern recht viel Lumpen.

Den Dachdeckern beim Herunterfallen Einen, der gerade vorübergeht.

Den Porträtmalern recht viel Pinsel — die sich malen lassen.

Den Dichtern recht viel Reime, damit sie nicht so viel ungereimtes Zeug schreiben.

Den Schlossern recht viel Einbrüche und Kammerherrn, damit sie recht viel Schlösser und Schlüssel zu machen haben.

Den Blättern ein Blatt vor den Mund; den guten recht viel Absatz und den schlechten recht viel Abnahme, von Abonnenten nämlich.

Den Scheerenführern recht viel Schraffschneider, und den Messerschmieden recht viel Ausschneider.

Unsere Feinden wünsche ich alle Nieten aus der letzten königlich sächsischen Landeslotterie und täglich eine Flasche Dresdner Landwein.

Und mir habe ich das bescheidenste Loos zugeacht: Zufriedenheit mit meinen Lesern, einen gnädigen Censor und 10,000 Abonnenten oder — 100,000 Thaler. Das Letztere wäre mir noch lieber."

Der Neujahrswunsch ist so ganz getränkt vom sanften milchigen Humor der vormärzlichen Zeit, der sich in Wortspielen und Paradoxen gefiel. Die Bitte um einen „gnädigen Censor“ kennzeichnet so recht die hilflose Lage damaliger Publizistik. Und der Herr Censor muß jedenfalls recht weit vom Schuß gewesen sein, dem kuratierten Redakteur hätte es sonst noch passieren können, daß er ihm den ganzen „Neujahrswunsch“ gestrichen hätte, denn diese hohen Herren waren nach ihrer damals allein maßgeblichen Auffassung immer noch viel zu „gnädig.“

In einem dann folgenden Gedicht:

„An die Leser“

apostrophiert Franz Schilp diese folgendermaßen:

Als der Herr an die Tür der Jünger
Ginst klopfte, ward ihm aufgetan.
Jüngst klopfte ich mit leisem Finger
An Deine Tür, mein Leser, an.
Und Du, doch immer voll von Güte,
Du hörtest nicht auf meine Bitte:

Aus dem Kreise Deiner Bekannten
Mir zu sammeln Pränumeranten.

Herrlich hatt' ich gedacht mein Pläncchen:
Ich sah schon Leser ohne Zahl;
Da kamen Peter, Claus und Lenchen,
Zu holen Jahrgang und Quartal.
Ei, ei, dacht' ich, sind brave Leute,
Sie kamen gestern, kommen heute.

Ein Wort nur an Bettern und an Tanten —
Und sieh da — die Menge Pränumeranten!

Doch, was ein Redakteur auch denkt,
Und wenn er thut, was er nur kann;
Bald wird er hier bald dort gelenket,
Und bleibt stets ein geplagter Mann.
Mag er sich schöne Pläne träumen,
Er sieht den Wald oft nicht vor Bäumen;
Weil Leser, Du nicht die Bekannten
Ermahnet, zu werden Pränumeranten.

Mein Wunsch, der wäre leicht zu erfüllen,
Sprich, Leser, nur ein gutes Wort,
Gleich siehst Du, daß man Dir zu Willen,
Den Eingang öffnet hier und dort.
Man wird schnurstracks zum Postamt laufen,
Am Warburg's Kreisblatt da zu kaufen,
Jeder der ermahnten Bekannten
Wird sich anreihen den Pränumeranten.

Zum Andernmal hört mich klopfen,
Ihr Alle, die mir wohl geneigt!
So wie ein Meer entsteht aus Tropfen,
Und Großes stets aus Kleinem steigt,
So wird das Korn, das Jeder spendet,
Der Wunderwirkung angehend,

Es wird aus den einzeln Bekannten
Ein Heer bald von Pränumeranten.

Dagegen werd ich mich bemühen,
Zu heben Warburg's Kreisblatts Werth.
Das kann ja heiterer erblühen,
Was allgemeine Sorge ehrt!

Du Leser such zu vergrößern,
Dann kann ich allgemach verbessern.
Gewinne nur Einen aus allen Bekannten
Zum perennirenden Pränumeranten.

Nun will ich harren denn und sehen,
Was dieses Jahr für Früchte bringt.
Ob mir Willkürde wird erheben,
Und endlich doch mein Plan gelingt.

Laß mich auf feste Stützen bauen,
Rechtfertigt Freunde, mein Vertrauen.

Sucht aus den Schaaeren von Bekannten
Zu werben nur Pränumeranten. Der Redakteur.

Das Warburger Kreisblatt erschien damals wöchentlich einmal, und auf der Titelseite hieß es: „Der jährliche Abonnementspreis für 52 Nummern bei Vorauszahlung 1 Thlr. Bei Nachzahlung oder durch die Post bezogen 1 Rthlr. 10 Sgr.“

Es ist klar, daß dem Redakteur, der sein eigener Verleger war, sehr daran lag, zu Beginn des Jahres die Zahl seiner Abonnenten zu erhöhen und durch Pränumerations (Vorauszahlung) für das ganze Jahr sicher zu stellen. Im übrigen muß ihm der Reiz liegen, daß er seine Sache recht geschickt gemacht hat. Er schildert anschaulich und wahrheitsgetreu die Mühen und Sorgen des Redakteurs, die Arbeit und Kosten des Verlegers und weist mit Geschick darauf hin, daß erhöhte Bezahlerzahl Vergrößerung und Verbesserung der Zeitung ermögliche.

In diesem Sinne hat er uns, seinen Nachfahren, ganz aus dem Herzen gesprochen. Etwas ganz ähnliches haben ja auch wir in unserer 1. Werbenummer vom 23. 10. 1926 gesagt.

Unsere Bitte an unsere gesch. Abonnenten und Interessenten ist damals nicht vergeblich gewesen, wir danken ihnen allen dafür und lösen wiederum einen Teil unseres damaligen Versprechens dadurch ein, daß wir vom 1. Januar ab die Warburger Warte wöchentlich zweimal beilegen werden.

Freue um Freue! Helfen alle unsere Freunde in Stadt und Land uns weiter wie bisher, bringt uns jeder unserer bisherigen Abonnenten nur einen „neuen Pränumeranten“, dann wird es uns leicht werden, im kommenden Jahre unsere Absicht das Warburger Kreisblatt zu einem echten und rechten Heimatblatt auszubauen, reiflos zu erfüllen.

Redaktion und Verlag.

Ueberwindung.

Alles muß ins Wesenlose sinken,
Alles will nun überwunden sein!
Kraft, mein Gott, nun nach dem süßen Schein
Deiner Wahrheit bittren Kelch zu trinken!

Steil hinan aus feierbunten Gründen!
Kraft, mein Gott, den letzten Weg zu gehn!
Steil hinan, wo Sonne, Sturmeswehn,
Aetherstrom in Deinem Wesen münden.

Welt und Ich im Kranz der Lebensspiele —
Nichts als Saat, in ew'gen Händen Saat ...
Einam, einam führt der schmale Pfad
Hoch ins Leuchten, in das Ziel der Ziele.

Franz Rübke.

Neujahrswünsche.

Von Paula Reune-Berlin.

Wer die Geschichte der Neujahrskarte schreiben wollte, mühte auf den „Meister E. S.“ zurückgreifen, von dem die älteste erhaltene, gedruckte Neujahrskarte stammt, nämlich ein Kupferstück aus dem Jahre 1466. Das segnende Christuskind steht auf einer Blume, dahinter ist ein Spruchband, mit dem Glückwunsch: „Gnoot selig ior!“

Mode wird die Neujahrskarte jedoch erst in den Jahren 1810—1840, in jenen Jahrzehnten, da der Bürgerstand die vor der großen Revolution gepflegten gesellschaftlichen Ueberlieferungen aufnahm und glücklich weiterbildete.

Die Industrie nahm sich dieses Artikels an, die hauptsächlich ihren Sitz in Wien, der heiteren Stadt, hatte. Was uns im Gegensatz zu den heute vertriebenen Neujahrswünschen übertrifft, ist die Abwechslung der Motive und Inschriften. Man begnügte sich nicht mit besten, herzlichen Glückwünschen in beliebiger Eintönigkeit der Glück verheißenden Symbole des Vierkies, Hufeisens, des Pilzes oder des Schweinechens, sondern man plünderte die Saine antikisierender Kunst, die Waldwege deutscher Romantik.

Denkmäler der Freundschaft und Opferaltäre der Liebe wurden errichtet, Herzen brannten in heiligem Feuer, Sünde legten sich zu ewigem Bunde ineinander, und ein ganzer Garten redender Blumen spricht uns entgegen. Rosen, Bergklee, Minne, Doppelähren, Jünglingsliebe werben und wünschen. Amoretten flattern auf, und schwebelnde Täubchen laden zum Minnespiel. Man treibt Scherz und symbolisiert die Wärme der Wünsche durch eine dampfende Pastete, einen schmelzenden Eiskrug.

Besondere Freude bereitet es, wenn der ernst und innig gemeinte Wunsch sich in der Wasche fröhlicher Ueberraschung naht. In den achtziger Jahren gab es Karten aus denen ein purpurner Rosenbusch wuchs, wenn man sie auseinanderfaltete. Als dann Dreh-, Klapp-, Zug- und ähnliche Karten aufkamen, entstanden jene anspruchsvollen Kunstwerke, die heute in ihrer gravitätischen Drolligkeit das Entzücken des Beschauers erwecken.

Wir kommen in Versuchung, über diese Naivitäten ein wenig zu lächeln und zu glauben, sie hätten sich vornehmlich an den Geschmack des spießbürgerlichen Publikums gewandt. Das ist ein Irrtum! Selbst Goethe freute sich über die kleinen, beweglichen Karten und Neujahrskarten und schrieb dankend an die befreundete Marianne von Ehrenberg in Wien: „Die zierlichen, nickenden, hübschen und salutierenden kleinen Gescköpfe sind glücklich angekommen und haben nicht allein mir, sondern ganzen Gesellschaften, in denen ich sie produzierte, viel Vergnügen gemacht.“ Schiller wurde von dem Berliner Verleger Spener aufgefordert, für eine Karte mit einem Guckkastenmann einen Vers zu schreiben.

Wir modernen Leute haben für derlei „unnütze Dinge“ keine Zeit —, die hatte man nur in der lieben alten Zeit, von der heute schon gesagt wird, daß sie nie über die Erde gewandelt sei.

Der erste Monat des neuen Jahres.

Fast gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde vom Papst Innocenz XII. der erste Januar als Anfang des Jahres festgesetzt. Vorher hatte man den Jahresbeginn in den christlichen Ländern nicht einheitlich gerechnet; der 25. März und der 25. Dezember erfreuten sich neben dem 1. Januar großer Beliebtheit in dieser Hinsicht. Der Name Januar verdankt dem lateinischen Sonnengott Janus seinen Namen, der seinerseits wiederum nach der Janua (Haustür) so genannt wurde. Der Gott hatte zwei Gesichter; und wie der in einer Haustür stehende Mensch den Blick halb nach draußen, halb nach drinnen gewendet hält, so deutet dieser Name symbolisch die Rückschau ins alte und die Vorschau ins neue Jahr an. Des Januar deutscher Name ist Sartung, der Harter, ein Ausdruck, der rheinischen Ursprungs ist. Im Zeitweiser Karls des Großen hieß er Wintermanoth; die skandinavische Form lautet Thorre oder Thormanol; die Zeit der dünnen, trockenen, starren Kälte. Schneemonat, Eismond, Hornung und Hartman sind weitere mundartliche Ausdrücke für diesen ersten Monat des Jahres, dessen lateinischer Name in Oesterreich in Jänner oder Jenner abgewandelt wurde; dasselbe geschah an der Donau übrigens mit dem Februar, aus dem ein Feber geworden ist.

Die Neujahrsmacht des Dompteurs Hull.

Skizze von Berthold Wehler.

Als die Zirkuskapelle mit einem flotten Marsch einsetzte, der die Klangleistung des Abends, die berühmte Tigerdressur des Dompteurs Hull einleitete, schwebte plötzlich in dem dicht besetzten Riesenzelt das laute Reden. Die Männer starrten schweigend auf die hochumgitterte Arena, während die schönen Frauen und Mädchen Barcelonas erregt die Köcher schlugen. Ihre Blicke wurden brennender; denn den Dompteur Hull zeichnete eine hohe, kraftvoll-elegante Gestalt aus, und sein Blick war von zwingender, fast hypnotischer Gewalt. Seine Tigerdressur war unerhört kühn und ohne Beifall.

Nun öffnete sich das Gitter, und drei bengalische Königstiger sprangen mit lässig geschmeidigen Sägen in die Arena, blinzelten einen Augenblick ins Licht und schauten dann aus täuschlich grünen Augen ziellos in die Menge. Hull schloß hinter ihnen das Gitter. Kurz überflog sein Blick die am Silvesterabend besonders zahlreich erschienenen Schaulustigen. Dann wandte er sich den Bestien zu, die er sofort mit Blick, Zuruf und Peitsche in der Gewalt hatte. Die Tiger sprangen durch Reusen, turnten auf Sockeln und stellten Gruppen.

Wenn Hull sich umwandte, sah man die Narbe an seinem Hinterkopf, die ihm kürzlich ein katalanisch leidenschaftlicher Stockhieb eingebracht hatte. Manuela war schuld gewesen, die glutäugige Andalusierin. Sie hatte sich plötzlich auffällig für den Torero Nacional I interessiert und keinen Blick mehr für Hull gehabt. Er hatte sie auf der Straße gestellt. Das duldeten ihre katalanischen Caballeros nicht. Es gab eine müßige Schlägerei, bei der die Polizei auf Seiten ihrer Landsleute stand und Hull den Schädelhieb bezog, der ihn fast in die Irrenanstalt gebracht hätte. Hulls Blick verdunkelte sich, als er daran und an Manueles Lachen dachte, wurde aber sofort wieder hell und streng, als er am Fauchen der Bestien bemerkte, daß sie seine Unaufmerksamkeit spürten.

Nun kam der berühmte Schluß. Die Arena wurde geräumt und ein Wagen in Form der römischen Quadriga, wie er bei den Zirkusrennen im klassischen Altertum gebraucht wurde, herein geschoben. Vor diesen Wagen spannte Hull die widerpenstigen Tiger, warf sich eine römische Toga über, ein Peitschenknall — die Musik setzte aus — atemraubende Stille — und brüllend, rasend rissen die Tiger die Quadriga rund durch die Arena. Diese Nummer brachte Hull stets begeisterten Beifall ein, war er doch der erste Dompteur, dem es gelungen war, Tiger vor einen Wagen zu spannen und zu lenken. Dankend verneigte er sich, und in lauemdem Galopp stob das seltsame Gefährt durch das inzwischen geöffnete Gitter in die Manege.

Es ging schon gegen Mitternacht. Das Riesenzelt lag dunkel und leer. Die Raubtiere brüllten in den Käfigen der Manege. Hull ging noch einmal zu den Tigern, um nach ihnen zu sehen. Die Kopfunde schmerzte und erinnerte ihn immer wieder an Manuela und an den entehrenden Stockhieb. Als Hull seine gestreiften Bestien ruhelos am Gitter vorbeistreichen sah und ihren stinkenden heißen Atem roch, blühte plötzlich ein wahnsinniger Gedanke durch sein Hirn. Wie, wenn er Manueles Kavaliere, sie selber, ja, die ganze Stadt in Schrecken setze, ihnen allen zeigte, daß er der Ueberlegenere ist? Sah, eine glänzende Idee! Das Blut soll ihnen gefrieren, den heißblütigen Caballeros und dieser Carmen-Manuela ...

Seine Augen glühten im Wahnsinn.

Rasch zerrte er die Quadriga heran, schloß den Tigerkäfig auf und spannte, ihnen ständig kleine Fleischstückchen zuwerfend, einen Tiger nach dem andern vor den Wagen. Schnell warf er sich die Toga über, sprang auf den Wagen, die Peitsche knallte, und fauchend zogen die Tiere den Wagen durchs Zeltort auf den großen, leeren Platz. Die Tiger stützten ob des ungewohnten Anblicks. Ein Peitschenhieb ließ sie aufschauend in lauemdem Galopp über den Platz fegen, von dem Hull alsbald in die hell-leuchtete und menschenbelebte Hauptstraße einbog. Die Passanten wichen zuerst, ohne recht zu begreifen, was los war, rasch zur Seite. Einige hielten den seltsamen Aufzug für einen Neujahrsscherz. Dann schrien Frauen, entsetzt die Tiger erkennend. Wilde Flucht begann. Die durch das grelle Licht, die Menschenmenge, das Silvesterfeiern und Schreien erschreckten und erbotenen Bestien jagten nun in langen Schreien durch die Straße, die hupende und polternde Quadriga hinter sich her zerrnd. Sie hörten nicht mehr die Rufe Hulls, fühlten kaum noch seine Peitsche; in wahnwitziger, schaumflockender Wut rasten sie die Straßen entlang. Die Menge floh in die Häuser und schlug brutal auf die stehenbleibenden Neugierigen ein, die noch nicht wußten, um was es sich handelte. Ein vielstimmiger Schrei: „Die Tiger! Hilfe! Die Tiger sind los!“ hallte immer lauter durch die Straßen. Bald sah man nur noch eine fliehende, buntverknäuelte Menschenmasse, in die das Quadrigagespann wie ein wildlebender Pfeil hineinslog.

Am Ende der Straße lag das Café Imperial, hell erleuchtet, voller Menschen hinter den großen Spiegelscheiben. Von den Kirchtürmen schlug es 12 Uhr, und alle Glocken begannen flehentlich das neue Jahr einzuläuten. Ihr friedliches sonores Klingeln vermischte sich mit dem Schreien der fliehenden Menge zu einem wilden Klangbündel. Durch die Spiegelscheiben des Kaffeehauses sah man gerade die Gäste an ihren Tischen stehen und die Gläser erheben, doch die Glückwunschworte erstarben ihnen im Munde, denn eben hegte die fliehende Menge vorbei. „Was gibts? Ein Pronunciamento? Revolution?“ ... Da fegte es auch schon heran. Ein Gesicht mit großen Sunben, eine peitschenwringende Maske, nein — keine Sunbe — gestreifte Bestien — Hulls Tiger!

Ehe in diese erfarrten Menschen eine Bewegung kam, tauchten die Bestien krachend, klirrend, aufheulend, durch die große Spiegelscheibe ins Café. Tische stürzten und Menschen, gräßliches Aufbrüllen der zerfaundenen Tiger, Schreikrämpfe, Flüche.